

## **In Verantwortung für den Anderen**

**„Sag was du siehst und rede wahrhaftig!“**

**Festrede bei der Matinee zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit am 11. März 2012 in Nürnberg im Historischen Rathaussaal**

**Regionalbischof Prof. Dr. Stefan Ark Nitsche**

Anrede,

es ist mir eine Ehre und ich freue mich, dass mich die „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Franken“ eingeladen hat, heute vor Ihnen am Beginn der 60. Woche der Brüderlichkeit im Nürnberger Rathaussaal zu sprechen.

(1) „In Verantwortung für den Anderen“ lautet das Motto in diesem Jahr. Damit ist markiert, was sich – glücklicherweise - verändert hat in den vergangenen sechs Jahrzehnten:

Wenn ich stark mit mir selbst beschäftigt bin, verliere ich die anderen aus dem Blick. Wir waren sehr mit uns beschäftigt. Lange Zeit. Und das hatte Gründe, auch gute Gründe.

Eine (von heute aus gesehen) quälend lange Phase war die bundesrepublikanische Gesellschaft nach 1945 damit beschäftigt, Normalität wieder zu gewinnen: Da störte jeder Blick, der vom Ziel des Wiederaufbaus ablenkte: jeder Blick zurück und auch jeder auf die sichtbaren Spuren einer dunklen Vergangenheit. Starr und ängstlich wurden Augen auf den nächsten Schritt fixiert und so fast ganz verschlossen.

Gegen Ende der sechziger Jahre wuchs dann endlich der Mut, die Augen aufzuheben, den Blick zurück zu wenden. Langsam wurden die schrecklichen Ereignisse unter der braunen Diktatur als die eigene Geschichte begriffen. Da war es dann geradezu notwendig, dass wir uns mit uns selbst beschäftigten - manche auch sich und viele vor allem die Generation der Eltern quälend. Die Bundesrepublik in ihrer Pubertätsphase – sehr mit sich beschäftigt: Empörung, Auflehnung, dann Aufbruch, aber noch keine Zeit mit einem Sinn für Verantwortung.

Erst als der Zwang, den Blick zurück auf die Gräuel zu richten, langsam wich mit dem Erst mit dem Eingeständnis, dass auch die Gräuel und das Grauen darüber zu unserer kollektiven Biographie gehören, wich die Fixierung auf den Blick zurück; wurde der Blick wieder frei. Und mit dem Sehen wuchs Einsicht und Erkenntnis: Die neue, nicht selbst errungene Freiheit hat eine Schwester und braucht sie auch: Verantwortung.

Der nordöstliche Teil unseres Landes hat eine ähnliche Erfahrung seit 1989 im Eiltempo gewissermaßen nachgeholt und manchmal habe ich das Gefühl, diese Wiederholung hat uns im Westen gnädiger Weise davor bewahrt, unsere Freiheit für selbstverständlich zu halten und selbstvergessen uns erneut blinden Blicks einfach auf den nächsten Schritt zu konzentrieren.

Die verschiedenen blinden Phasen der Nachkriegsgeschichte sind vorbei. Blinde Flecken blieben, wie die Aufdeckung der rechtsterroristischen Mordserie uns gelehrt hat.

Aber die Erfahrungen dieses Winters haben uns auch gezeigt: Die Zeit der Verantwortungslosigkeit gegenüber dem Anderen ist vorbei. Wir haben gelernt, einander zu sehen und übernehmen Verantwortung: Christen für Juden. Juden für Muslime, Muslime für Christen....

(2) Als mich die Einladung für heute erreichte, tauchte eine Erinnerung wieder in mir auf: an meinen ersten Besuch in Jerusalem. Ich hatte damals, vor über 25 Jahren, eine Begegnung mit einem chassidischen Juden. Sie hat mich geprägt und mit dieser Erfahrung im Gedächtnis begann ich direkt nach der Rückkehr mit dem Einstieg ins Theologiestudium den biographischen Weg, der mich heute an dieses Pult geführt hat.

Er hieß Shlomo, verdiente seinen Lebensunterhalt (soweit ich es richtig verstand) beim Tanz auf religiösen Festen und sprach nur Jiddisch. Wenn wir langsam sprachen, konnten wir einander verstehen. Wir verbrachten einen ganzen Tag zusammen im engen Geviert des jüdischen Teils der Altstadt von Jerusalem.

Er nahm mich mit in seine Jeshiva, seine Schul: Ein altes Haus, dessen unteres Stockwerk aus einem einzigen Raum bestand, in dem Männer mit Bärten und Hüten, über Bücher gebeugt, mit großer Intensität diskutierten.

Es war ein seltsam berührender Ort, an dem die jahrtausendealte Beschäftigung mit der Tradition ungebrochen die Vertreibung aus dem gelobten Land, die Ghettos, die Pogrome, den Holocaust und die Rückkehr überstanden hatte.

In den Büchern auf den abgewetzten Tischen zwischen den Männern war diese Tradition überliefert, die aus den Geschichten von Menschen gewachsen war, die ihre Lebenswirklichkeit in der festen Überzeugung deuteten, dass Gott mit ihr zu tun habe. Es berührte mich, dass sie kein Problem damit hatte, mich als Christ mitten unter sich zu haben, ja einige von ihnen mich sogar in ihre intensive Diskussion einbezogen.

Die Mischung aus ernsthaftem, leisem Gespräch und hitziger Debatte, die in ausgelassenste Fröhlichkeit umspringen konnte, schlug mich für faszinierende Stunden in Bann.

Gelesen und diskutiert wurden Verse aus dem ersten Kapitel des Buches Jeremia; Verse, die mir seit damals im Ohr geblieben sind: „Waj<sup>e</sup>hi d<sup>e</sup>bar Adonia elai lemor: mah attah roäh, jirm<sup>e</sup>jahu?“ – „Und das Wort des HERRn geschah zu mir: „Was siehst Du, Jeremia?“

Jeremia sucht nach Worten für das, was er sieht und er hört die göttliche Stimme „Du hast recht gesehen!“ (Jer 1,11-12)

Als aller erstes – noch bevor der Prophet den Auftrag bekommt, etwas öffentlich zu sagen – soll Jeremia die Augen aufmachen und genau hinsehen und Worte dafür finden. Vor dem Reden soll das Sehen kommen – damals wie heute.

Diese Aufforderung ist wichtig, denn leicht übersieht man die Dinge, die unter der Oberfläche liegen. Dies wurde mir in den vergangenen Wochen besonders deutlich bewusst.

3. Am kommenden Donnerstag werden wir eine Gedenktafel am Haus Pirckheimerstraße Nr. 6 enthüllen, direkt in der Nachbarschaft meiner eigenen Wohnung und unseres Amtes.

In diesem Haus in der damaligen „Unteren Pirckheimerstraße“ war während der Zeit des Nationalsozialismus einer der beiden Hilfsstätten der Evang.-Luth. Kirche in Bayern für „rassisch verfolgte“ Christen untergebracht. Über hundert Menschen konnten durch die Arbeit beider Büros – das Nürnberger wurde von Pfarrer Werner Jordan geleitet – die Emigration ermöglicht werden.

Kirchlichen Insidern war die Arbeit der Hilfsstellen in München und Nürnberg und ihre enge Zusammenarbeit mit dem Berliner „Büro Gruber“ schon lange bekannt. Nun sollte es öffentlich sichtbar gemacht werden.

Doch dann sahen wir - Gott sei Dank – noch einmal genauer hin. Dabei zeigte sich ein sehr dunkler Fleck, der deutlich macht, wie sehr Kirchengeschichte und Zeitgeschichte an diesem Gebäude miteinander verwoben – man könnte auch sagen: verhängnisvoll miteinander verstrickt – sind: Das Anwesen war bis Juni 1938 im Besitz der Familie des jüdischen Anwalts Dr. Walter Berlin, der zugleich Vorstandsmitglied der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg war. Die Landeskirche hat es – zwei Monate bevor die Synagoge am Hans-Sachs-Platz von den Nazis abgerissen worden ist - käuflich erworben, ohne die Not seines Vorbesitzers zu sehen. Freilich machte sie ausgerechnet dieses Haus zur Hilfsstelle „rasseverfolgter“ Christen: Blindheit gegenüber der Not der einen und offene Augen für die Not der anderen – dass sich dies nicht gegenseitig ausschließt, das zeigt sich an diesem Haus. Hinschauen „in Verantwortung für den Anderen“ – ist demgegenüber ein hellichtiges Programm. Nach dem Krieg gab es erneute Verhandlungen zwischen der Familie Berlin und der Landeskirche und schließlich konnte man sich damals in einem Vergleich einigen.

Diese Ambivalenz nicht ausblenden, vor ihr nicht die Augen zu verschließen, heißt für uns auch, auf die Geschichte dieses Hauses auf der Gedenktafel hinzuweisen und deshalb nicht nur Pfarrer Jordan, sondern auch der Familie Berlin zu gedenken.

Der 1921 in diesem Haus geborene Sohn der Familie, Ludwig C. Berlin lebt heute mit seiner Familie in London. Ein langes Telefonat mit ihm hat mich sehr bewegt. Ich habe ihn eingeladen nach Nürnberg zu kommen. Ich bin froh dass Herr Berlin diese Einladung

angenommen hat und bei der Enthüllung der Gedenktafel am kommenden Donnerstag unser Gast sein wird.

(Über die Hilfsstelle und auch über die Geschichte des Hauses wird der Historiker Karl-Heinz Fix am kommenden Donnerstag Abend bei einem Vortrag in der Stadtakademie im Eckstein informieren)

Sensibilisiert durch diese tragisch-verwobene Geschichte blicken meine Frau und ich nun viel genauer auf die Häuser in unserer Nachbarschaft und entdecken nach und nach Spuren eines damals alltäglichen Terrors:

- Zwei Häuser weiter links von uns befindet sich in Nr. 14 heute der Kindergarten Kunterbunt. Dieses Haus gehörte von 1913 an dem jüdischen Ehepaar Klein, die es 1938 bei ihrer gerade noch gelingenden Flucht nach England unter Preis verkaufen und verlassen mussten. Die Wehrmacht zog ein.

1945 stellt die amerikanische Militärregierung das Haus der Stadtmission zur Verfügung. Das Haus dient als Zufluchtsort für Kriegswitwen, Flüchtlingsfrauen und Mädchen dient. 1949 werden Haus und Grundstück den Erben des Ehepaars Klein übergeben. 1952 erwirbt dann die Stadtmission das Anwesen.

Nüchterne Daten, aber bei genauem Hinsehen eine vielschichtige Vergangenheit; ebenso wie eine Hausnummer weiter:

- Hier steht das Julius-Schieder-Haus mit dem sozialpsychiatrischen Dienst der Stadtmission. Auf einer Tafel im Eingangsbereich kann man lesen, dass sich das Haus im Eigentum zweier jüdischer Freimaurer-Logen befand, bis es 1934 von der Polizei beschlagnahmt wird .

Zunächst wird das Haus dann dem Kampfbund für deutsche Kultur überlassen. Da selbst damals Zweifel an der Rechtsgültigkeit der Beschlagnahme bestehen, wird ein Mietvertrag vermieden und der Verkauf des Hauses angestrebt. Die Logen „erklären sich (es blieb ihnen wohl kaum etwas anderes übrig) bereit, das Haus an die Stadt zu verkaufen“. Am 29. August wird es der Heeres-Standortverwaltung Nürnberg-Fürth zur Unterbringung des neu zu errichtenden Divisionsstabes „zur Miete übereignet“. Am 1. Januar 1935 wird das Haus an die Heeres-Standortverwaltung Nürnberg-Fürth verkauft.

Die amerikanische Militärregierung stellt 1945 das Haus der evangelischen Stadtmission zur für sozial-diakonische Arbeit zur Verfügung.

1953 wird das Haus der Jewish Restitution Successor Organization zurückerstattet. Zwei Jahre später kauft es dann die Stadtmission.

Es beschäftigt mich sehr, in einer Straße mit dieser Stück für Stück wieder sichtbar gemachten Vergangenheit zu leben; eine Straße, in der beinahe jedes zweite Haus eine „Arisierungs-Geschichte“ hat. Wahrscheinlich ist es nicht die einzige Straße dieser Art in Nürnberg.

4. Doch nicht nur im Blick auf die Geschichte heißt es genau hinzusehen. Wie leicht Unrecht übersehen wird, haben wir schmerzlich erfahren bei den Nachrichten über die Ermittlungsspannen bei der Mordserie der „Zwickauer Zelle“. Hier wurde offensichtlich über einen längeren Zeitraum hinweg nicht genau genug hingesehen wie sich ein neubrauner Terror ausbreiten und sein Familien und gesellschaftliches Klima zerstörerendes Unwesen treiben konnte.

Auf Initiative der Stadt Nürnberg wurde die „Allianz gegen Rechtsextremismus“ gegründet. Über 125 Gebietskörperschaften und noch einmal so viele Gruppen der Zivilgesellschaft arbeiten hier zusammen. Die Zusammenarbeit ist beileibe keine Selbstverständlichkeit, wenn Sie einmal einen Blick auf die Mitgliederliste werfen, dann wissen Sie, was ich meine. Und trotzdem: inzwischen bildet die Allianz ein gut funktionierendes Netzwerk zur raschen demokratischen Gegenwehr beim Versuch von Neonazis, Fuß zu fassen: in Gräfenberg, in Warmensteinach, in gestern wieder in Weißenburg, erfolgreich! Ein gutes Zeichen.

Genau hinsehen ist für uns heute ebenso wichtig wie damals für den Propheten Jeremia. Es gehört zum Thema der diesjährigen Woche der Brüderlichkeit: Schau genau hin! Was siehst du? – Das ist der Einstieg in Verantwortung.

In den zweiundfünfzig Kapiteln des Jeremia findet sich eine große Fülle von kritischen Anmerkungen zu den Missständen seiner Zeit. Doch die Stärke dieses Prophetenbuches aus unserer gemeinsamen Schriftradition wurde für mir damals in der Jeshiva des Shlomo in Jerusalem in den Diskussionen klar. Ich bekam meine erste Hebräisch-Lektion, damit ich ein wunderbar feinsinniges hebräisches Wortspiel verstehen konnte:

Auf die Frage, was er denn genau sieht, antwortet der Prophet nämlich: maqel schaqed, ani roäh“ – einen erwachenden Zweig sehe ich. So wird in Israel der Mandelbaum genannt: schaqed – „Aufwachbaum“, weil er der erste im Frühjahr ist, dessen Blüten aufbrechen: Ein Mandelzweig, das ist die erste Vision des Jeremia, dem Propheten mit dem scharfen Blick: Der Mandelzweig, ein Symbol der Hoffnung.

Schalom Ben-Chorin, ein in München aufgewachsener Jude, der rechtzeitig nach Palästina ausgewandert ist, hat sich von diesem Vers zu einem wunderbaren Gedicht inspirieren lassen: „Freunde, dass der Mandelzweig, wieder grünt und blüht / ist das nicht ein Fingerzeig, dass das Leben siegt?“ Er schreibt dieses Lied 1942, mitten in der finstersten Zeit.

5. Dass inmitten von Krieg, Hass und Verzweiflung Hoffnung keimt und das Vertrauen bleibt, dass das Leben stärker ist als alle lebensfeindlichen Kräfte zusammen, das ist für mich die Grundbotschaft unserer gemeinsamen spirituellen Tradition in der Hebräischen Bibel und für diese Botschaft der Hoffnung bin ich dankbar.

- Ein Hoffnungszeichen sehe ich in Menschen wie Schalom Ben Chorin und vielen andere Juden, die auch angesichts des unfassbaren Verbrechen des Holocaust den Zugang zur Kraft der Hoffnung nicht verloren.
- Ein Hoffnungszeichen sehe ich darin, dass wir heute in Nürnberg wie in vielen anderen Städten in Deutschland blühende jüdische Gemeinden haben, weil damals jüdische Menschen zurückgekommen und geblieben sind. Trotz allem. Danke.
- Ein Hoffnungszeichen sehe ich darin, dass der Staat Israel bereits 1948 – gerade einmal sechs Jahre, nachdem Schalom Ben-Chorin sein Lied gedichtet hatte – gegründet werden konnte. Nach vielen Jahrhunderten der Heimatlosigkeit und Verfolgung hatten Juden damit wieder ein eigenes Land, einen eigenen Staat, der ihnen Sicherheit bietet.
- Ein Hoffnungszeichen sehe ich in der Woche der Brüderlichkeit, die seit 60 Jahren begangen wird. Im Jahr 1952 fanden sich nach dem Vorbild der amerikanischen „National Brotherhood Week“ Menschen zusammen, die sich für die Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden einsetzen wollten. Freilich war die Situation in Deutschland – gerade einmal sieben Jahre nach dem Ende der Shoa und des NS-Staates – eine völlig andere. Umso beachtlicher ist es, dass diese Tradition in Deutschland auf fruchtbaren Boden fiel und die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit mit ihrem Engagement über sechs Jahrzehnte wesentlich zur Erinnerungs- und Versöhnungskultur in Deutschland beigetragen hat.
- Ein Hoffnungszeichen sehe ich auch darin, dass sich nach einer langen Geschichte des Antijudaismus im Christentum - der viel zu oft in Antisemitismus umschlug - viele Kirchen sich ausdrücklich zu ihren Wurzeln im Judentum bekennen, wie die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern in ihrer im Jahr 1998 verabschiedeten Erklärung zum Thema „Christen und Juden.“ Noch in diesem Monat soll dies auch im Grundartikel der Kirchenverfassung festgeschrieben werden, denn auch dieser Teil unserer Herkunft gehört zu unserer Identität.
- Ein Hoffnungszeichen sehe ich auch darin, dass das, was Christen und Juden sich miteinander errungen haben an gegenseitigem Respekt, Achtung, an Verantwortung übernehmen und der Fähigkeit, sich zuzuhören, auch wenn wir einander manchmal fremd waren; dass all das (was langsam eine gewisse Selbstverständlichkeit bekommt) nun zum Modell dafür werden könnte wie wir Muslimen begegnen können: mit offenen Augen, angstfrei.

Für mich selbst waren es in meinem theologischen Studium vor allem die biblischen Texte, die mich faszinierten. In Verantwortung für den anderen – das heißt für mich als Theologe und Christ, als Professor für Altes Testament und als Regionalbischof auch: Verantwortlich mit den jüdischen Heiligen Schriften umzugehen. Zu verstehen suchen, was sie uns zu sagen haben. Den intensivsten Zugang zu dem, was Christen und Juden verbindet, sollte ich über die Begegnung mit dem alten Chassid hinaus in der Beschäftigung mit den Schriften finden, die wir Christen das „Alte Testament“ nennen.

Wenn man eine christliche Bibel ansieht, so macht das Neue Testament gerade einmal etwa ein knappes Viertel der Seiten aus. Der weitaus größte Teil einer christlichen Bibel besteht aus den Schriften, die vor allem in und nach dem babylonischen Exil entstanden sind, als das Judentum seine theologische Identität geformt hat. Die Erzählungen von der Schöpfung und Erhaltung der Welt, vom Bund Gottes mit Noah und den Erzeltern, die Befreiungstat Gottes am Roten Meer und viele andere Texte erzählen in der Sprache ihrer Zeit die von der Erfahrung, dass Gott mit dieser Welt in Beziehung steht und mit uns als Menschen etwas vorhat.

Diese Schriften lesen wir als Juden und Christen gemeinsam. Und damit haben in einer ganz unspektakulär selbstverständlichen Art die Mehrzahl der Bilder und Symbole des Christentums ihre Wurzeln in der Hebräischen Bibel, in der jüdischen Tradition.

An diesem Septembertag in Jerusalem vor mehr als 25 Jahren wurzelt meine Faszination für die gemeinsame Bibel von Juden und Christen. Einer der diskutierenden Männer gab mir damals einen kurzen Satz mit auf dem Weg, der im Buch des Propheten Sacharija steht: „Dabru Ämät - „Übersetzt: Redet Wahrheit“ – oder: redet wahrhaftig; rede so, dass dein Reden ein guter Ankergrund ist, an dem man sein Vertrauen festmachen kann.

„Redet Wahrheit“, zitierte der Mann und fügte mit einem Lächeln hinzu: „dann hat der Friede Luft zum Atmen.“

6. Gegen Abend dann führte Shlomo unsere kleine Gruppe, ohne sein Ziel zu verraten, durch enge, verwinkelte Gassen zu einer schmalen, verschlossenen Tür, zauberte hinter irgendeinem Stein einen Schlüssel hervor, steig eine enge Treppe voran, und dann standen wir auf einem flachen Dach, knapp außerhalb der Stadtmauern aus türkischer Zeit, aber über ihren Zinnen.

Die untergehende Sonne und ein schlankes Minarett im Rücken, eröffnete sich uns ein atemberaubender Blick über die Altstadt.

Eine Lichtung im Häusergewimmel: der Platz des Felsendoms, auf dem früher der Tempel gestanden hatte, in dem auch Jesus ein und ausging; heute eine Moschee; davor die Klagemauer, heilige Gebetsstätte der Juden aus aller Welt.

Übereinandergeschichtet die Spuren jahrhunderte langen Ringens um Wahrheit und Gegenwart des Göttlichen. Die Zeugen der Vergangenheit, Text und Architektur, verschmolzen für einen Augenblick zur Deutung der Gegenwart dieser Stadt, der im Spiel der Mächte so oft zerrissenen Stadt.

Die Schatten wurden länger, griffen nach den Häusern und ihren Geschichten. Dann lachte er, der chassidische Tänzer. Auf meine Frage hin erklärte er, dass wir uns auf dem Dach jenes Raumes befänden, von dem erzählt wird, dass darin Jesus, der Rabbi aus Nazareth, sein letztes Abendmahl mit seinen Freunden gefeiert habe; der Jesus, den wir Christen auch „Sohn Davids“ nennen. „Und ein Stockwerk tiefer,“ sagte er mit erkennbarem Spaß, „ein Stockwerk tiefer soll das Grab von unserem König David sein.“

Shlomo freute sich königlich über dieses übereinander geschichtet sein zweier Traditionen: „Die Häuser wissen manchmal mehr als die Menschen!“, grinste er und beglückte uns mit lang noch fühlbaren Abschiedsküssen.

Vor dem Hinuntersteigen drehte sich unser Begleiter damals noch einmal um: „Schau genau hin und rede dann Wahrheit, sagen die Propheten, dann hat der Friede Luft zum Atmen.“

Und ich füge heute hinzu: Das ist der Anfang der Verantwortung für den Andern!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit